

Margret Bülow-Schramm (Hrsg.)

Hochschulzugang und Übergänge in der Hochschule: Selektionsprozesse und Ungleichheiten

3. Jahrestagung der
Gesellschaft für Hochschulforschung
in Hamburg 2008



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Einführung

Margret Bülow-Schramm

Die dritte Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung fand am 15./16. Mai 2008 in Hamburg statt, das Thema hatte viele und vor allem viele junge Forscherinnen und Forscher animiert, aus ihren Kontexten zum Thema beizutragen; nicht alle gehaltenen Vorträge können hier präsentiert werden. Immerhin sind so viele Redebeiträge mit Erfolg verschriftlicht worden, dass der Grobverlauf der Tagung für die Gliederung des Buches übernommen werden konnte: alle Programmpunkte werden durch mindestens einen Artikel vertreten. Theoretisch und praktisch war das Thema gut gewählt, denn auch die Teilnehmerzahlen waren erfreulich für die noch junge Gesellschaft für Hochschulforschung (GfHf). Es gab auch ein Highlight, das sich in dieser Publikation nicht niederschlägt, die erstmalige Verleihung des Ulrich Teichler Preises an junge NachwuchswissenschaftlerInnen (im speziellen Fall könnte ich auch das kleine i wählen, denn die Gewinnerinnen waren ausschließlich Frauen) im Okzidentaal des Völkerkundemuseums. Neben der Stadt Hamburg als Tagungsort war dies ein weiterer Anziehungspunkt der Tagung, der nicht unmittelbar mit dem aktuellen Thema zusammenhängt.

Dies schließt an das Thema der zweiten Jahrestagung in München an. Dort ging es um den Übergang von der Hochschule in den Beruf unter dem Titel „Beschäftigungsfähigkeit, Kompetenzerwerb und Verwendung von Kompetenzen im Beruf“, publiziert in „Beiträge zur Hochschulforschung 4/2007“ des Bayerischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (IHF) München, herausgegeben von Lydia Hartwig. Mit dem Thema der dritten Jahrestagung wenden wir uns dem antipodischen Übergang zu, dem in die Hochschule hinein und den mit der Zwei- bzw. Drei-Zyklen-Studienstruktur neu geschaffenen internen Übergängen. Zentral für beide Themen und ihre notwendige systematische Erforschung ist der Bologna-Prozess, der einerseits die Beschäftigungsfähigkeit der Absolventen als neuen Topos setzt, zum anderen die zunehmende Differenzierung der Hochschullandschaft.

Die Gestaltung des europäischen Hochschulraums und die Veränderung der Hochschulsteuerung in Deutschland verstärken die interne und externe Differenzierung der Hochschulen. Sie machen das Ausmaß der vertikalen und horizontalen Durchlässigkeit zu einem entscheidenden Kennzeichen der Hochschulen. Folgende Felder generieren unter dem Aspekt „Übergänge“ je eigene Forschungsfragen und –ansätze:

1. Der Hochschulzugang wird durch die Auswahlberechtigung der einzelnen Hochschule, die Einführung von Studiengebühren und die Tendenzen zur Ver-

netzung der Bildungsbereiche durch einen Europäischen Qualifikationsrahmen (EQR) sowie darauf abgestimmte Nationale Qualifikationsrahmen (NQR) komplexer. Das zieht Anerkennungs- und Anrechnungsverfahren nach sich, deren institutionelle Folgen sich auf alle Funktionsbereiche der Hochschulen auswirken (Kap. I)

2. Die 3-Zyklen-Struktur des Studiums schafft neue Übergangszonen, deren institutionelle Handhabung Einfluss auf die Studiengestaltung, die Organisation der Lehre und den Einsatz von Steuerungsinstrumenten haben, im Mittelpunkt steht hier der dritte Zyklus. Dabei geht es um die Analyse der Selektionsprozesse in die Promotionsphase hinein, um die Gestaltung dieser Phase, die besonders für das deutsche Hochschulwesen ein mehr an Steuerung bedeutet, und um die Beziehung zwischen beiden, bzw. den Anforderungen, die daraus erwachsen (Kap II).

3. Die angestrebte Durchlässigkeit zwischen dem System der beruflichen Bildung und Ausbildung und dem Hochschulsystem macht Übergänge innerhalb der Zyklen möglich und öffnet Wege vom/zum quartären Bildungssektor (wissenschaftliche Weiterbildung) mit Konsequenzen, die es im Hinblick auf Stand und Entwicklung der Durchlässigkeit zwischen beruflicher, hochschulischer und Weiterbildung zu analysieren gilt (hierzu vor allem der Eröffnungsvortrag, Kap. 1. 2. und teilweise Kapitel III).

In den drei umrissenen Bereichen vermischt sich die Umsetzung der Vorgaben des Bologna-Prozesses zudem mit nationalen und länderspezifischen Strukturmaßnahmen (Exzellenzinitiative des Bundes, Hochschulpakt 2020, länderspezifische Übergangsquoten zwischen BA/MA etc.) zu einer für deutsche Hochschulen spezifischen Gemengelage.

So sind in diesem Band Studien versammelt, die sich mit Auswahlverfahren, Anrechnungsmodi, Übergangsgestaltungen zwischen den Studienzyklen und zwischen Hochschulen unterschiedlichen Typs befassen und die Gleichzeitigkeit der Tendenzen zur Flexibilisierung wie zur Abschottung, zur Profilbildung und Wettbewerb wie zur Kooperation zum Thema haben.

Bei all dem gilt es auch, curriculare, didaktische und hochschulpolitische Aspekte zu berücksichtigen. Beiträge, bei denen dies im Mittelpunkt steht, sind im hochschuldidaktischen Forum (Kapitel III) zu finden, doch tauchen diese Aspekte auch bei den thematisch zugeordneten Artikeln auf, was verdeutlicht, wie sich Hochschul- und hochschuldidaktische Forschung zu durchdringen beginnen.

Ada Pellert (Eröffnungsvortrag) stellt den Bologna Prozess in den weiten Rahmen des Lebenslangen Lernens und fragt nach den Herausforderungen, die

dieses Konzept für die Hochschulen bedeutet. Sie fußt hier vor allem auf den Erfahrungen, die sie als Koordinatorin einer Expertengruppe, die Vorschläge für eine kohärente österreichische Life-learning-Strategie im Auftrag des österreichischen Bildungsministeriums erstellt hat, sammeln konnte. Sie fokussiert auf den Zusammenprall der Leitlinien des lebensbegleitenden Lernens mit den Paradigmen, die den Hochschulreformen zugrunde liegen wie Wettbewerb der Institutionen, Abgrenzung, Profilbildung, Schwerpunktsetzung, die von den Hochschulen eher im Sinne einer Verringerung der Durchlässigkeit interpretiert werden. *Pellert* zeichnet eine Lösung in der Kombination der Differenzierung des Hochschulsystems mit einer aktiven Politik der Öffnung.

Im Kapitel I wird der Hochschulzugang aus verschiedenen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen Schwerpunkten beleuchtet.

Andrea Sperlich möchte die Studierendenauswahl als eine mehrstufige, gegenseitige Auswahl von Hochschulen und Studierenden verstanden wissen und präferiert daher den Begriff der „Passfähigkeit“ gegenüber dem der „Studierfähigkeit“. Arbeits- und organisationspsychologische Erkenntnisse zur Personalauswahl überträgt sie auf den Hochschulkontext. Am Beispiel einer privaten Hochschule entwickelt *Sperlich* Überlegungen für die Wahl einer optimalen Strategie für die Studierendenauswahl – beginnend bei der Profilbildung über das Marketing für einen Studiengang bis hin zur Immatrikulation der Wunschkandidaten. Empirische Basis sind außer eigenen Erhebungen auch Sekundärdaten über die Auswahlverfahren an deutschen staatlichen und privaten Hochschulen.

Maren Täger thematisiert die Reformierung des Hochschulzugangs und analysiert aus Sicht der Bildungsforschung die möglichen Wirkungen der Neugestaltung und –organisation des Hochschulzugangs durch die Implementierung hochschuleigener bzw. fachspezifischer Auswahl- und Eignungsfeststellungsverfahren. Mit den Ergebnissen einer laufenden empirischen Untersuchung der Bewerber am Institut für Soziologie der LMU München kann *Täger* die individuellen Bewerbungsverläufe und –strategien (Problem der Mehrfachbewerbung), die Studienwahl und das Informationsverhalten der Bewerber sowie die allgemeine Akzeptanz und Einstellung gegenüber Auswahlverfahren aufzeigen. Auch hier geht es um die Passung von Studierenden und Hochschule: mit dem Eignungsfeststellungsverfahren im Fach Soziologie scheint es zu gelingen, die Passgenauigkeit zwischen potentiellen Studierendenanfängern in Soziologie und den jeweiligen Anforderungen soweit wie möglich bereits vor Aufnahme eines Studiums zu überprüfen und zu „maximieren“

Walburga Freitag analysiert auf der Grundlage von elf Entwicklungsprojekten des BMBF zur Anrechnung beruflicher Kompetenzen auf Hochschulstudienfächer (ANKOM) den Stand der Entwicklung von Anrechnungsverfahren. In ihrem Beitrag stellt *Freitag* Anrechnung zunächst in den Kontext der europäischen Bildungspolitik und der Umsetzung in Deutschland. Danach skizziert sie die entwickelten Verfahren und ordnet sie hinsichtlich ihrer Bedeutung ein. Im abschließenden vierten Abschnitt wird der Zusammenhang zwischen Anrechnung, Hochschulzugang, Durchlässigkeit und Lebenslangem Lernen thematisiert. Die Analyse der Machtverhältnisse an Hochschulen führt sie schließlich zu dem wohl begründeten Schluss, dass die Hochschulen in Deutschland noch weit entfernt sind von der Zielvorstellung der Europäischen Union, die Hochschulen zu Orten lebenslangen Lernens zu machen.

Auch *Andrea Micheler* beleuchtet die Frage, inwieweit Kompetenzen, Kenntnisse und Fähigkeiten, die durch berufliche Aus- und Weiterbildung erworben wurden, durch Anrechnung berücksichtigt werden können, allerdings bezogen auf den quartären Bildungssektor (wissenschaftliche Weiterbildung) und einer schmaleren, andersgearteten empirischen Basis: In einem qualitativen Forschungsdesign werden die Selbsteinschätzungen der Studierenden eines Bachelor-Studiengangs „Business Administration“ hinsichtlich ihrer Kompetenzen und die Motivation von potentiellen Studienanfängern erhoben. Sie unternimmt den schwierigen Versuch, theoretische Kompetenzansätze (Dehnhostel, Erpenbeck, Klieme) empirisch zu überprüfen.

Vor dem Hintergrund der Neuordnung der gymnasialen Oberstufe und der Einführung der Bachelor-Master-Studiengänge thematisieren *Jupp Asdonk* und *Gabriele Glässing* in ihrer Untersuchung die Lern- und Entwicklungsprozesse der SchülerInnen in der gymnasialen Oberstufe und die der Studierenden in der Studieneingangsphase. Sie befragen dazu in einer über mehrere Jahrgangskohorten angelegten Längsschnittuntersuchung die Schülerinnen und Schüler von acht kooperierenden Gesamtschulen und Gymnasien in der Region Ostwestfalen sowie des Oberstufenkollegs sowohl am Ende ihrer Schulzeit als auch zwei Jahre später. Sie referieren erste Ergebnisse fokussiert auf die Fragen, wie (gut) sich Abiturientinnen und Abiturienten auf ein Studium vorbereitet fühlen und wie zuversichtlich sie darin sind, den Anforderungen eines Studiums gerecht zu werden. Auch hier zeigen die Erhebungen in der Jahrgangskohorte 2007, dass der Wunsch von Schülerinnen und Schülern, nach dem Abitur ein Studium aufzunehmen oder eine Berufsausbildung zu bevorzugen, stark von ihrem soziokulturellen Hintergrund abhängt. Die Untersuchung soll in Vorschlägen und Anstößen für eine pädagogische, soziale und organisatorische Umgestaltung sowohl auf der Seite der Schulen als auch auf der Seite der Hochschulen münden.

Kristina Gensch und Gabriele Sandfuchs stellen wesentliche Ergebnisse einer 2007 abgeschlossenen Studie des Instituts für Hochschulforschung, München (IHF) vor, die die Studieneingangsphase an Fachhochschulen zum Gegenstand hatte. Differenziert nach Hochschulzugangsberechtigungen und Geschlecht werden Studienschwierigkeiten analysiert und nach Maßnahmen zur Erleichterung des Übergangs gefragt, die bereits gegenwärtig und zukünftig getroffen werden sollten. Wichtiger Befund ist neben der Selbstselektion die informelle Selektion, die nach Studienaufnahme stattfindet: die Verbleibsquoten der Studierenden mit Fachhochschulreife lagen klar unter denen der Studierenden mit allgemeiner Hochschulreife. Auch hatte sich bis zum fünften Semester die Zahl der Studentinnen mit Fachhochschulreife deutlich reduziert. *Gensch /Sandfuchs* ziehen den Schluss, dass Personen mit Fachhochschulreife insgesamt mehr Probleme haben, im Studium an einer Fachhochschule Fuß zu fassen als solche mit allgemeiner Hochschulreife. Ganz besonders gilt dies für Frauen mit Fachhochschulreife. Die Autorinnen erheben eine Vielzahl von Fördermaßnahmen an den Hochschulen, allein es fehlen die Maßnahmen, die gezielt studienabbruchgefährdete Gruppen fördern.

Um die Kosten für den Ausbau der Studienkapazitäten geht es in dem Beitrag von *Gerd Grözinger und Mareike Tarazona*. Der Ausbau ist notwendige Voraussetzung für die Ausdehnung der Teilhabe an der Hochschulbildung auf weitere Teile der Bevölkerung und für eine Qualitätssteigerung der akademischen Ausbildung. Beide bilden die Parameter für die Berechnung der bereitzustellenden Ressourcen. Der hier errechnete Finanzbedarf bewegt sich in einem Rahmen von 4–11 Milliarden Euro jährlich. Er erscheint nach Meinung der Autoren – und das belegen sie mit internationalen Vergleichen – aber vor allem deswegen so hoch, weil der Ausgangswert der gegenwärtigen Leistungen in Deutschland ‚sehr gering‘ ist.

Thomas Köhler sondiert auf der Basis einer explorativen Studie (zielgruppenspezifische Fokusgruppen) die Haltung Studierender zu Studiengebühren vor dem Hintergrund ihrer Dispositionen, Aspirationen und Deutungsmuster. Mit einer an Pierre Bourdieus Soziologie angelehnten Analyse von sozialen Klassen und Praxisformen und dem Konzept des Studierendenmilieus wird aus der Bandbreite möglicher Umgangsweisen ein kleiner Abschnitt genauer untersucht. Er richtet das Augenmerk auf die Entwicklung in den Milieus, in denen die Übergangsraten längst nicht ausgeschöpft sind, die aber ganz unterschiedlich auf Studienbeiträge reagieren werden.

Ulf Banscherus klopft in seinem Beitrag zur Entwicklung des Hochschulzugangs im internationalen Vergleich die sehr großen Erwartungen, die mit dem Europäischen Qualifikationsrahmen verbunden werden, kritisch ab. Sowohl die

„horizontale“ Mobilität zwischen den einzelnen Ländern als auch die „vertikale“ Mobilität zwischen den verschiedenen Bildungsinstitutionen solle erheblich verbessert werden, indem der Qualifikationsrahmen die individuellen Kompetenzen besser beschreibbar und somit besser übertragbar mache. *Banscherus* legt empirische Daten vor, die zumindest Zweifel an dieser doppelten Expansionsthese aufkommen lassen. Denn sowohl in der Entwicklung der StudienanfängerInnenzahlen insgesamt als auch beim Anteil nicht-traditioneller Studierender lassen sich sehr große Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern feststellen. Eine Begründung für diese sehr deutlichen Unterschiede sieht *Banscherus* darin, dass die länderspezifischen Ausgestaltungen des Bildungssystems jeweils einer systemimmanenten Logik folgen, die sich auch durch internationale Entwicklungen und Zieldefinitionen nicht fundamental ändern lässt.

Die Artikel des zweiten Kapitels ranken sich um den Übergang in die Promotionsphase und die vom Bologna Prozess verstärkte Strukturierung dieser Phase.

Barbara Kehm beschäftigt sich mit dem Spannungsfeld des Zugangs zur Promotion, das sich zwischen einerseits stärkerer Selektion und andererseits einer Steigerung der Anzahl der Promovierten sowie einer Vervielfältigung der Wege zur Promotion eröffnet. Sie formuliert die Erwartung, dass als Folge vor allem der Exzellenzinitiative in Deutschland, aber auch des wachsenden Wettbewerbs der Hochschulen (sowohl national als auch international) untereinander eine Konzentration der Forschung und der Forscherausbildung stattfinden wird. *Kehm* kommt zu dem Schluss, dass dadurch in Deutschland eine Veränderung von der horizontalen und internen Differenzierung der Hochschullandschaft zu einer vertikalen Differenzierung, innerhalb derer nur die „Spitzenplätze“ zählen, befördert wird und fragt, ob sich das Spannungsfeld zwischen Selektion und Multiplikation beim Zugang zur Promotion auflösen lässt in eine Klassifikation des Zugangs zur Promotion und ihres Zwecks, die es ermöglicht, im Rahmen von steigenden Promotionszahlen eine hochselektive Elitengruppe zu konservieren.

Auch *René Krempkow* diskutiert die Phase der Promotion im Rahmen des Bologna-Prozesses, aber mit dem Fokus auf Selbstselektion. Er behandelt die Frage, welche Auswirkungen die stärker formalisierte im Vergleich zur bisherigen eher informellen Rekrutierungspraxis haben kann. Seine systematische Analyse fußt auf der Unterscheidung in einerseits Eingangs-selektivität vs. Selektivität im Qualifizierungsprozess und andererseits Selbst- vs. Fremdselektion, um abzuleitende Maßnahmen verorten zu können. In einem zweiten Schritt stellt Krempkow ausgewählte Ergebnisse von Sekundärdatenanalysen der HIS-Absolventenbefragungen zum Ausmaß der Selektion nach Studienabschlussnoten, Bildungsherkunft und Geschlecht bei Promotionsinteressierten vor.

In einem dritten Beitrag zur Promotionsphase entwickelt *Ulrike Senger* basierend auf einer Differenzialanalyse universitärer Zuständigkeitsbereiche für die Doktorandenausbildung Vorschläge für fachübergreifende Strukturen und Organisationsformen, um den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern. Exemplarisch werden Szenarien des Change Managements ausgewählt und in der Verzahnung von Strukturbildung und didaktischer Zielsetzung beschrieben. Am Beispiel des Pilotzentrums Internationales Doktorandenforum zeigt *Senger* auf, wie die empirisch basierte und theoretische Herleitung biographischen Erfahrungslerbens in der Doktorandenausbildung didaktisch im Sinne des Lebenslangen Lernens umgesetzt werden kann.

Im dritten Kapitel zur hochschuldidaktischen Forschung sind drei Artikel mit unterschiedlichen Schwerpunkten versammelt.

Dietrun Lübeck untersucht die Frage, inwiefern es Zusammenhänge gibt zwischen dem Lehransatz der Lehrenden und ihrer Teilnahme an lehrebezogenen Aus- und Weiterbildungsprogrammen. Dies ist eine wichtige Frage, wenn Lehrende durch Weiterbildung vor allem dazu befähigt werden sollen, studierendenzentrierte Lehre zu konzipieren und durchzuführen. Sie greift dazu auf eine in ihrer Anlage sehr interessante Studie zurück, in der Hochschullehrende an vier Universitäten im deutschsprachigen Raum zu ihrer Lehrtätigkeit und ihren Weiterbildungserfahrungen mittels eines webbasierten Fragebogens befragt wurden. Soviel hier vorweg: Die Ergebnisse sind für die hochschuldidaktische Weiterbildung wenig ermutigend.

Maria Kondratjuk berichtet aus dem Projekt „Duale Studiengänge: Bachelor of Science und Berufsausbildung gemäß Berufsbildungsgesetz (BBiG) an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg in Kooperation mit ausbildenden Unternehmen der Wirtschaft“. Gegenstand des Projekts ist die Entwicklung, Implementierung und Evaluierung eines dualen Studiengangsmodells, das ein ingenieurwissenschaftliches Studium im Rahmen eines Bachelor-Studiengangs mit einer einschlägigen Berufsausbildung gemäß dem Berufsbildungsgesetz (BBiG) verbindet. Das duale Studiengangsmodell ist seit dem WS 2006/07 eingeführt und erfährt laut *Kondratjuk* aus der regionalen Wirtschaft durchweg positive Resonanz.

Marion Kamphans eruierte in einem Studienverlaufprojekt am HDZ der TU Dortmund mit dem Fokus auf Gender solche Indikatoren der Fachkultur, die soziale Selektionsprozesse fördern. Es gelingt *Kamphans* fachkulturelle Faktoren in den untersuchten Disziplinen zu benennen. Sie möchte damit auf eine höhere Passfähigkeit zwischen Studierenden und Fach hinwirken. Dazu werden den beteiligten Fachbereichen ihre Ergebnisse zurück gemeldet, die dazu anhal-

ten sollen, Maßnahmen zu entwickeln, mit denen u. a. längerfristig die Studierendenzahlen erhöht, die Abbruchquoten verringert und der Frauenanteil gesteigert werden können.

Mit dieser Publikation werden zum zweiten Mal die Beiträge einer GfHf-Jahrestagung in der Verantwortung der jeweiligen Organisatorinnen der Tagung vorgelegt. Für die Zukunft ist an eine Veröffentlichung in einer eigenen Reihe gedacht, für die ein festes Herausgeberteam der Gesellschaft konstituiert werden wird.

Margret Bülow-Schramm

Hamburg, im März 2009